

**W**ie ein BÜßer kniet er in seinem Keller, in der Hand einen Zollstock. Den schleibt Klaus Langer in ein schwarzes Loch im Boden. Denn von dort unten steigt es zu ihm auf, bedroht, was er aufgebaut hat, sein Heim. Er will wissen, wie nah es ihm wieder gekommen ist.

Das Loch besteht aus nicht viel mehr als einem ins Erdreich versenkten Rohr. Darin steht Wasser. Schwarz und matt. Grundwasser. Mal mehr mal weniger hoch. An diesem Tag sind es 41 Zentimeter. Langers Zollstock irrt sich nicht.

### Der Schacht

41 Zentimeter entsprechen der Länge eines Unterarms. Langer, ein weißhaariger Herr im Wollpullover, dem man seine 85 Jahre nicht ansieht („man kann ja was tun“), trägt die Zahl in eine Tabelle ein, wie er das seit 26 Jahren tut – seit dem 1. Februar 1994.

Er weiß das Datum noch genau. Denn man vergisst nicht, was in das bisherige Leben nicht passt. Zum ersten Mal stand Wasser in Langers Keller. Woher es kam, konnte er sich nicht erklären. Er dachte an einen Rohrbruch und dass es eine einmalige Sache sei. Doch die Zahlenkolonnen, die er seither angelegt hat, sagen ihm etwas anderes. Er hat ein Grundwasserproblem.

„Es kommt weniger darauf an, ob es viel geregnet hat oder nicht. Stattdessen merken wir hier sofort, wenn etwas mit den Pumpen ist“, sagt Langer und meint eine Anlage zwei Straßen weiter, die gegen die Kräfte im Untergrund ankämpft. Als die Pumpengalerie vor nicht allzu langer Zeit „zu stottern“ begann, war das an Langers Zollstock sofort ablesbar.

Langers Keller liegt nicht tiefer als die Keller seiner Nachbarn. Er ist auch nicht anders gebaut. Es ist ein Standardkeller anno 1970, dessen Wände wie in etlichen anderen im Neuköllner Blumenviertel regelmäßig feucht werden, Schimmelpilze wuchern, muffiger Geruch steigt auf, und wenn es ganz schlimm kommt, rinnt Wasser durch die Fugen.

Wie kann das angehen, wenn in Berlin gleichzeitig die Wasserknappheit mit jedem Dürresommer zunimmt?

Der Grundwasserspiegel in Brandenburg fällt um durchschnittlich drei Zentimeter pro Jahr. Die Spree führt immer weniger Wasser. Seen im Umland kippen um. Trotz ihrer Vielzahl an Oberflächenwassern gilt die Region als eine der wasserärmsten in Deutschland. Dürreperioden lassen die Feuchtigkeit verdunsten, sobald sie an die Oberfläche tritt. Hinzu kommt der Eingriff des Menschen. In Grünheide flüchtet man um Trinkwasser-Ressourcen, weil die Tesla-Fabrik zu viel davon verdrängen könnte. In der Innenstadt lasse man Regenwasser über versiegelte Flächen zu schnell wieder abfließen, beklagen Umweltaktivisten, dabei ließe es sich für das Stadtklima nutzen. Und dann kann mittendrin einer wie Klaus Langer sich vor Wasser gar nicht retten. Wie passt das zusammen?

Um die feuchten Keller im Neuköllner Blumenviertel, und es sind einige, tobt seit Jahren ein Streit. Auf der einen Seite stehen betroffene Anwohner, die sich von der Stadt im Stich gelassen und sogar erpresst fühlen, auf der anderen der Senat, der sagt: Keller sind Privatsache.

Die Sache hat es an sich, dass sich über den Kreis betroffener Eigenheimbesitzer hinaus kaum jemand für sie interessiert. Feuchte Keller sind nicht schön. Nichts, womit man sich gerne beschäftigt.

Dass es nach 2017 wieder stiller um den Konflikt geworden ist, hat überdies mit einer Übergangsregelung zu tun: Derzeit senken eine Reihe von Pumpen den Grundwasserspiegel im Rudower Blumenviertel künstlich ab. Die Anlage ist alt und verliert an Leistung, die Betriebsgenehmigung läuft aus. Doch der Senat will sie nicht erneuern. Und ersetzen will er die Apparatur schon gar nicht. Der Stadt ist die ganze Sache lästig, sie will keinen Präzedenzfall schaffen. Sie hat den Ausstieg beschlossen: Stichtag ist der 31. Dezember 2021.

Von da an sollen die Bürger selbst für ihr Grundwasserproblem sorgen.

Klaus Langer ärgert das. Nicht, dass er der aufbrausende Typ wäre, der sich vor lauter Ungerechtigkeit in Rage reden würde. Das Äußerste an Unmut versteckt sich in dem Satz: „Das geht so nicht.“

Er sagt den Satz mit seiner dunklen, kernigen Stimme, als er in seinem Wohnzimmer Platz genommen hat, Blick in einen Garten, jetzt im Winter vergehend wie alles Öppige. Dass der so gut gedeiht, hat auch mit dem Wasser zu tun, das bis dicht unter die Grasnarbe reicht. Wenig-

Im Rudower Blumenviertel steigt das Grundwasser. Die Stadt will es nicht abpumpen. Keller werden feucht, Häuser marode. Die Anwohner wehren sich. Ober eine Berliner Siedlungsmisere

VON KAI MÜLLER



Druck von unten: Grundwasser dringt in einen Keller im Blumenviertel ein. Das sei Privatsache, findet die Stadt und verweist auf Baumängel.



Wasserstand. Eine Anwohnerin rügt mit der Feuchtigkeit. Viele sagen, dass die Behörden sie in falscher Sicherheit gewogen haben.

tens dafür ist es gut, wobei einige Bäume auch schwer leiden an dem Morast, in den das Wurzelwerk ragt und in dem es verfault. Die Natur passt sich an.

Vor sich auf dem Couchtisch hat Langer die Unterlagen liegen, die er im Laufe der Jahre akribisch zusammengetragen hat. Sie enthalten ein politisches Zeitpendrama, das sich mit der Tragheit geologischer Prozesse abspielt. Es handelt von einem Kernproblem Berlins. Sumpfgelände musste trockenfallen, um Siedlungsfläche zu werden. Die Frage lautet also: Wie lange muss Berlin für frühere Siedler-Generationen sorgen, denen es seinen Wohlstand mitverdankt. Kann die Stadt für sich beschließen, dass sich die Zeiten geändert haben?

### Blaue Schilder

Als die Langers ihr Haus bauten, mit viel Eigenleistung, wie der frühere Fernmeldetechniker der Post sagt, da hätten sie nichts von dem Grundwassersee gewusst, der unter ihrem Baugrund lag. Er in Tempelhof aufgewachsen, sie in Miltenberg am Main „waren ja fremd hier“, wie beide sagen.

Nachdem er seine Frau 1961 aus Unterfranken „nach Berlin geholt“ hatte, so drückt sie es aus, wohnten sie zunächst direkt am Tempelhofer Flugfeld, die Maschinen rauschten im Takt ihrer Starts und Landungen dicht über sie hinweg. Der Lärm der Einflugschneise sei nicht das Problem gewesen, sondern der Krach, den ihre beiden Söhne machten. Wenn die durch die Wohnung sprangen bei schlechtem Wetter, „dann wurde von unten gleich gepöchert“, wie Frau Langer sagt. „Ich war mit den Kindern immer draußen unterwegs. Also, sagte ich, da müssen wir schon was machen.“

Westberlin war nach dem Mauerbau 1962 vom bundesdeutschen Wirtschaftswunder abgeschnitten. Gut ausgebildete Leute drohten in Scharen abzuwandern. Also erschloss man Terrain, wie man es

ten. In jeden Winkel der Mauer wurde Westberlin vorangetrieben. Im Südosten sorgte ein Großprojekt des sozialen Wohnungsbaus für Aufsehen, eine Stadt in der Stadt für bis zu 50 000 Menschen. Hier, in der Gropiusstadt, wurden diejenigen angesiedelt, die andernorts weichen mussten. Dahinter, wo das Gelände leicht gen Teltowkanal abfällt, entstand zur selben Zeit eine Art Gegenmodell. Einfamilienhäuser für die kleinbürgerliche Mittelschicht. Ein bisschen spießig, ein bisschen läd. Ein grünes Idyll für etwa 3000 Haushalte, die der beengten Stadt entfliehen wollten und gerade eben so das Geld dafür aufbringen konnten.

Gebaut wurde auf einer Fläche, von der es schon 1958 in einer Stellungnahme des Senats geheißen hatte, „die alluviale Niederung hat einen so hohen Grundwasserstand, dass der gute Baugrund zum Teil im Grundwasser liegt – eine Unterkellerung der Gebäude kaum möglich sein wird.“

Welche Investition ist mit größeren Folgen verbunden als ein Hausbau? Klaus Langer war Abteilungsleiter geworden. Und seine Frau kannte es aus ihrer Heimat nicht anders, als ein Haus für sich zu bewohnen, statt sich eines mit vielen Mietpartnern zu teilen.

Also ein Haus. Wohlstand, den man vererben kann. Hab und Gut für hundert Jahre.

Jeden Stein hätten sie selbst in der Hand gehabt, sagt Frau Langer. Bevor die kleine fröhliche Frau in den Garten geht, um die Büsche zu stutzen, fügt sie seufzend hinzu: „Sie haben uns so viel Lebensqualität genommen mit dem Wasser.“

Das Dumme ist, dass das Wasser vor ihnen da war. Wie konnten sie das nicht gewusst haben?

„Wer achtet schon auf die blauen Schilder?“, sagt Langer. Das Symbol für Trinkwasserschutzgebiete.

Um zu verstehen, welchen Fehler er gemacht haben könnte, hat Langer viel Lebenszeit aufgewandt. Heute wird er von einigen als „Guru“ in dieser Sache bezeichnet. Wie ein Geologe wischt er mit seiner Hand über eine Landkarte von 1894. Darauf sind ein Teil der Spree, viel Wald und das kleine Dorf Rudow zu erkennen. Nördlich der Ortschaft liegt ein Feuchtgebiet, von Wassergräben durchzogen. „Wir liegen ja nun im Urstromtal“, sagt Langer fachkundig und erläutert, wie es unter der Spree einen viel breiteren Flusslauf gibt, gebildet vom Schmelzwasser der Eiszeit-Gletscher, gespeist heute vom Regenwasser aus den umliegenden Hochflächen. Der Innenstadtbereich Berlins liegt in diesem Tal zwischen Teltower Kappe und Barnimer Kappe, und wenn das Gefälle auch gering ist, so schert sich Wasser um dergleichen nicht. Es kennt nur eine Richtung.



# Die Wassersch

„Wasser hat sich schon immer hier gesammelt“, sagt Langer.

Allerdings habe es keinerlei Hinweise darauf gegeben, dass sich das Blumenviertel in einem Feuchtgebiet befindet. Im Gegenteil. Das Bezirksamt Neukölln soll sogar einen Passus in der Baugenehmigung gestrichen haben, nach welchem der Baugrund „unter Berücksichtigung des höchsten Grundwasserstandes zu unter-

„Ein Spaten genügt, um auf Wasser zu stoßen.“

suchen“ sei. Es soll diese Bestimmung aus heute nicht mehr nachvollziehbaren Gründen erlässlich gefunden haben. Später sollten Gerichtsprozesse darum geführt werden, aus Langers Sicht erfolglos. Er sagt, dass die Behörde die Standsicherheit seines Hauses geprüft und genehmigt habe. Das gelte doch wohl so lange, wie dieses Haus als solches genutzt werde. Er beruft sich auf seine Arglosigkeit.

In dieser Besiedelungsphase des Blumenviertels war das Wissen um ein altes Wasserwerk in Vergessenheit geraten, das 1901 in Johannisthal installiert, sich jetzt jedoch jenseits der Mauer auf

DDR-Territorium befand und täglich 65 000 Kubikmeter Trinkwasser für 300 000 Einwohner Ostberlins förderte. Dadurch hielt es den Grundwasserstand auch unter dem Eisernen Vorhang hindurch niedrig – um bis zu vier Meter.

Man hatte also lange kein Grundwasser mehr im Blumenviertel registriert. Wer wollte schon daran denken, dass sich das einmal ändern könnte? Zuletzt war 1945 das Grundwasser in die Keller der Innenstadt gelaufen, als infolge der durch den Krieg zerstörten Infrastruktur weniger Trinkwasser aus dem Erdreich gepumpt wurde. Ein Meter stand das Wasser in den Kellern am Kottbuser Damm. Das lag weit zurück.

Dabei wollten die Langers ihren Keller ursprünglich höher ansetzen, um mehr Licht ins Untergeschoss zu bekommen. Doch das Bauamt bestand auf einem tieferen Aushub, es fürchtete, sagt Langer, dass bloß mehr Wohnraum geschaffen werden sollte. Der Keller sollte Keller bleiben.

### Im Durstkreis

Mit dem Ende der Teilung sank der Bedarf an Trinkwasser in Berlin rapide. Wurden 1991 noch 137 Liter pro Einwohner am Tag verbraucht, waren es vier Jahre später bereits zehn Liter weniger und 2011 nur noch 111 Liter, was vor allem am Rückgang der industriellen Nutzung im Osten lag.

Um diese Entwicklung wirtschaftlich zu kompensieren, passten die Wasserwerke ihre Fördermenge an. Die Pumpenleistung in Johannisthal halbierte sich auf 30 000 Kubikmeter täglich, 2001 wurde es endgültig vom Netz genommen. Das hatte im Wesentlichen mit der schlechten

Qualität des hier gewonnenen Trinkwassers zu tun, befand sich das Pumpwerk doch in unmittelbarer Nachbarschaft zu Industrieflächen, in die Arsen, Fluorchlorkohlenwasserstoffe und andere Gifte eingesickert waren. Spuren dieser Altlasten wurden als „Fahnen“ im Brunnenrichter angesaugt.

In früheren Jahren hatte man das schlechte Wasser geschmeckt mit gutem Gemischt und die Werte so unterhalb der Belastungsgrenze gehalten. Das ging nun wegen der insgesamt schwindenden Menge nicht mehr.

Was das bedeutete, begann Klaus Langer in den Wintern 1993 bis 1995 zu begreifen, die außergewöhnlich regenreich waren. Als der Diplomingenieur erstmals gegen das in seinem Keller ansteigende Wasser kämpfte, kam ein Nachbar gelaufen. Bei ihm sei es genauso, schimpfte der. Der Urstrom war im Blumenviertel an die dort „unbedeckte“ Oberfläche getreten, wie es in einem früheren Gutachten heißt.

Seither sind verschiedene Wege beschritten worden, um das Ungemach von den Anwohnern fernzuhalten, ohne sie gegenüber ihren Mitbürgern zu privilegieren. Man kann sagen, dass die Lösungssätze in diesem Dilemma immer kleiner wurden, während der Aufwand ständig wuchs.

„Ich habe Abitur gemacht, als es erstmals um eine Lösung ging“, sagt die mit der Sache befasste Neuköllner SPD-Abgeordnete Derya Çağlar, 38. „Und jetzt beschäufte ich mich immer noch damit. Ich will, dass das endlich geklärt wird.“

Das Einfachste wäre gewesen, die Pumpen in Johannisthal wieder anlaufen zu lassen, aber das verbot sich aus mehreren Gründen.